

# Wiener Zeitschrift

für  
Kunst, Literatur, Theater  
und  
Mode.

Dinstag, den 16. May 1820.

59

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein kolorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährlich um 15 fl., halbjährlich um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. und ohne Kupfer vierteljährlich um 7 fl., halbjährlich um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. im Bureau dieser Zeitschrift (Kohlmarkt Nr. 268) und bey H. Strauß am Petersplatz; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 3 fl. halbjährlich und 6 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Tendler und Comp. wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Das Mädchen am Sonnenstein.

Von Joh. Rud. Wyß, d. ält.

Balthasar und Petronella waren beyde arm, sehr arm, so daß sie ihres Unterhaltes nicht auf acht Tage hinaus sicher waren, so bald sie ihren Dienst verlassen würden. Das hinderte aber keineswegs, daß sie sich mächtig in einander verliebten. Denn die Liebe fragt, wie Hagedorn gründlich lehret, wenig nach solcher Kleinigkeit. Der Arme läßt sich kein graues Haar darum wachsen, ob er auch eine Familie redlich zu nähren vermöge. Er heirathet, und überläßt die Erhaltung seiner Kinder dem lieben Herrgott, barmherzigen Menschen, und da, wo Gemeinden sorgen, der Gemeinde. Es gibt Leute, welche im vollem Ernste vermuthen, die Armen haben auch eine Seele. Sollte das wahr seyn, so wär' es human, vielleicht auch klug, wenn diejenigen, welche denken können und bisweilen gar empfinden, dafür sorgten, daß Arme auch empfinden und denken lernten. Durch diese einzige Fürsorge würde eine große Menge des Elendes aus dem Staate verbannt.

So weit hatten es unser Balthasar und unsere Petronella vor der Hand nicht gebracht. Sie wurden Mann und Frau, und dachten, unser liebe Herrgott könne weiter sorgen; oder sie dachten auch nichts.

Aber jetzt ging ihnen das Wasser an die Kehle. Aus einer sehr armen Gemeinde des Kantons Glarus gebürtig, hatten sie von da herzuwenig zu hoffen, und das Brot wollte auch nicht vom Himmel regnen. Sie mochten gern beysammen wohnen, und das war natürlich. Aber niemand wollte ihnen eine Wohnung einräumen, weil man fürchtete, am Ende des Jahres keinen Miethzins zu erhalten, und das war auch natürlich.

Beide waren indessen weder auf den Kopf gefallen, noch träge. Die Noth lehrte sie nun, was kein lebendiger Mensch sie gelehrt hätte, denken und überlegen. Da dachte nun Balthasar: hier stehet ein Haus, da ein Haus, dort ein Haus. Alle diese Häuser waren nicht immer da. Es kam hier einer, da einer, dort einer, der nirgends Raum fand, errichtete sich ein

Obdach, zog ein mit seinem Weiblein, und ließ sich's mit demselben wohl behagen. Nun, ich kann's auch!

Er nahm seine Weidtasche und seine Flinte, durchstreifte das Gebirge weit umher, und suchte sich ein bewohnbares Plätzchen aus. In einem fernem, einsamen Thälchen, das ringsumher durch Anhöhen und Berge geschützt war, fand er einen Felsen, an dem sich die Mittagssonne warm brach, und unten im Felsen eine Höhle. Neben demselben hüpfte aus einem lieblichen Wäldchen ein Bächlein fürtrefflichen Quellwassers hernieder, und unten rieselte er freundlich durch eine natürliche Wiese voll Gras und duftender Blumen, bis er einen kleinen spiegelhellen See bildete, über den sich wieder grüne Bäume neigten. Neben der Felsenhöhle stand ein großer Granitblock, wie durch einen gütigen Geist dahergetragen, und Sträucher und hängende Pflanzen spielten im heitern Grün und angenehmen Formen darüber. Es war eine wahre Idylle für einen Gekner'schen Pinsel, welcher nur eine Gruppe von Menschen und Ziegen fehlte, mitten in der wilden Gegend, und majestätische Eisgebirge begrenzten die Aussicht. Balthasar jauchzte vor Freude, daß es von Felsen zu Felsen hallte. „Da," sprach er, „bau ich mir eine Hütte, und ziehe mit meinem Weibe hinauf, und bekümmere mich nicht um die Welt. Bekümmert sich die Welt doch auch nicht um mich. So warm und lieblich wohnt mancher im Thale nicht."

Fröhlich sprang er bergunter, wie das Bächlein vom Felsen, und pffif und sang auf dem Wege. Petronella bedurfte keiner mühsamen Überredung, konnte sie nur zu ihrem Manne ziehen. Sie machten sich auf mit Werkzeugen und etwas ärmlicher Kost, griffen das Werk an, und arbeiteten muthig fort. In ein Paar Tagen stand etwas vor der Felsenhöhle, das einer Hütte glich. Es war ihnen für's Erste genug. „Nicht jeder," sprach Balthasar, „kann wohnen wie der König Nebukadnezar. Kommt Zeit, kommt Rath! Nach und nach, Nella, kommt's schon besser. Unterdessen begnügen wir uns, und ziehen ein. Wenn uns niemand hilft; so plagt uns auch niemand."

Sie kehrten zurück in's Thal, hohlten sich neuen Mundvorrath mit einigen Bretern, und eilten wieder hinauf. Sie postirten drey Breter auf den Felsenboden in der Höhle, sammelten trockenes Moos, und das war ein Bett. In ein anderes Bret schlug er vier Beine, Stücke einer durren jungen Tanne, nun hatten sie einen Tisch. So entstand auch eine Bank, und damit war ihr Zimmer möblirt. Jetzt hohlten sie ein's um's andere, ihr Arbeitsgeräth, ihr Küchengeräth, alles im schönsten Verhältniß zu den Mobilien, und zogen für immer ein, weit zufriedener und glücklicher als der König Nebukadnezar. Sie arbeiteten aber auch mehr; denn zu gleicher Zeit mußten sie Arbeit in's Thal liefern, um oben nicht vor Hunger zu sterben, an ihrer Wohnung fortbauen für den Winter, sich Garten und Pflanzungen anlegen, und überall schaffen, was nicht war. Alles gelang, weil sie wenig verlangten, und viel thaten.

Das Kostbarste, was sie besaßen, war die Jagdflinte, mit der Balthasar, als ein sicherer Schütz, sich Fleisch zur Winternahrung, Fett, Federn zu einem Kopfkissen, Häute zum Verkauf, und Felle zur Decke erwarb. Und ein großes Glück ward ihnen dadurch, daß seine Mutter, die alte Grethe, ihnen eine ihrer zwey Ziegen abtrat.

Der Winter kam und ging. Lang war er, doch überlebten sie ihn ganz erträglich, wunderten sich, wie er in dem geborgenen Flecke so gelinde war, und fasten neuen Muth. Als der Frühling kam, und die Wiese grünte, und die Blumen glänzten, und die Bäume sich kleideten, und die Vögel in den Zweigen sangen, und die Ziege zur Weide gehen konnte, so freueten sie sich, wie sich der König Nebukadnezar nie gefreuet hatte.

Balthasar ging frisch an's Bauen, und machte, wie er im Herbst Fürsorge für die Ziege gethan hatte, nunmehr einen Verschlag für seine Mutter, die sich aus Liebe entschlossen hatte, hinauf zu kommen. Nella besäete den Garten, besorgte mehrere Pflanzungen, und beyde arbeiteten dazwischen um's liebe, tägliche Brot im Thal. Aber wenn sie am Abend auferuhen und still bey einander seyn konnten, so waren sie froher als der König Nebukadnezar, der weder Arbeit, noch Ruhe, noch eheliche Liebe kannte.

Mutter Grethe ward feyerlich herausgehohlet, und mit einem Berghasen bewirthet. Es schauerte ihr in dieser Einöde, wo etliche Stunden weit keine Menschenseele zu finden war; denn sie hielt viel auf Konversation. Doch faste sie sich, weil sie bey ihrem Sohne lebte. Durch sie ward die Kolonie um den dritten Theil ihrer Einwohner vergrößert, und um die Hälfte lebendiger gemacht, denn Mutter Grethe besaß die Gabe der Unterredung in reichem Maße, und war eine freundliche Frau, die ihren Sohn und ihres Sohns Frau herzlich liebte, obgleich diese sehr arm war. Mit ihrer Ankunft besserte sich die Lage der jungen Eheleute, denn, wie wohl auch dürftig genug, brachte sie doch manches nützliche Stück Hausrath und Leinwand, auch ihre zweyte Ziege mit, hatte guten Rath, war sehr geschick, an Thätigkeit eine rechte Ameise. Die hier einsam überwinterte Ziege hatte große Freude, ihre alte Meisterinn und ihre gute Freundin wieder zu sehen.

Der Sommer ging glücklich vorüber; und nun kam ein Töchterlein zur Welt, ein kleines, liebliches Ding. Der erfreute Vater lief in's Pfarrhaus, die Taufe zu besorgen.

„Wie soll das Kind heißen?“ fragte der Pfarrer.

„Rebecca, wie meine Base.“

„Wo wohnst du?“

„Am Sonnenstein.“

„Ich habe die ganze Gemeinde durchwandert, und keine Wohnung unbesucht gelassen, aber von dem Orte weiß ich nichts.“

„Das glaub' ich, ehrwürdiger Herr, ich hab' ihn selbst aufgebaut, und erst im verfloffenen Jahre. Er ist auch so weit von hier, und der Fußsteig ist so halbsbrechend für jeden, der sein nicht gewohnt ist, daß ihr uns wohl nicht finden würdet. Noch ist keine lebendige Seele zu uns geklettert.“

Balthasar und Nella hatten Herzenswonne an dem kleinen Geschöpfe, das sie so hold anlächelte. Solche Wonne empfand auch der König Nebukadnezar nicht.

Der Tag der Taufe kam. Der Vater trug sein Kindlein auf dem Rücken sorgfältig hinunter. Mutter Grethe und Base Rebecca waren Patinnen, ein alter Vetter war Pathe, und Alles ward in der großen Bibel aufgezeichnet.

Mutter Grethe war noch eins so stolz, und trat gerader auf, seit dem sie Großmutter und Pathinn geworden. Sie hieß von nun an nur Großmutter, und der Name klang ihr süß in Ohr und Herz. Sie wartete des Kindes, wenn die Ältern um's Brot arbeiteten, gewann es daher noch lieber, und war eine treue Wärterinn, bey der Mütter hätten in die Schule gehen können.

Nun hatte sich die Kolonie schon verdoppelt. So rasch ging's in Amerika nicht.

Der zweyte Winter, der Frühling, der Sommer gingen glücklich vorüber. Hatte Grethe lange Weile, so verschwahte sie dieselbe mit ihrem Püppchen. Dieses wuchs und ward schön wie der liebe Tag, begann zu gehen und zu sprechen, betrachtete die Welt mit lebenvollen Augen, und machte Allen tausend Freude. Die Ziegen warfen ein Paar Junge, die lustig herumhüpften. Das Haus nahm an Bequemlichkeit, Sicherheit, und Umfang zu; das Umgebieth verschönerte sich, der Garten grünte, die Pflanzungen gediehen. Überall war Gedeihen.

Aber der Jammer verschonte dennoch die einsamste der Wohnungen nicht. Balthasar hatte sich im Klimmen zu sehr gewagt, stürzte den Felsen herunter, und lag ohnmächtig und hilflos im Thale. Als er nicht heim kam, ward den Frauen bange, sie suchten ihn, suchten ihn immer ängstlicher, und fanden ihn in seinem Blute liegen. Schreyend stürzten sie bey dem herzzerreißenden Anblick auf ihn. Er schlug die Augen auf, reichte ihnen die Hand, küßte sie, küßte sein Kind, und starb. Nedliche Thränen balsamirten den Leichnam.

Nun war die Lage da droben in der That traurig. Verlassen und einsam waren die Übriggebliebenen da, fern von allen Lebendigen, in der nun mehr schauervollen Einöde, die Mutter ohne Sohn, die Gattinn ohne Mann, das Kind eine vaterlose Waise, der Gram tief in aller Brust. Sie begruben den Sohn, den Gatten, den Vater unter lautem Wehklagen auf der Stelle, wo er lag, wälzten einen Stein auf's Grab, roh, aber mit Zähren geglättet, und gingen kummervoll und bitter weinend in die leere Hütte auf's schlaflose Lager zurück. Das Kindlein suchte den Vater überall, und rief ihn. Ach, er hörte nicht mehr! Das brach den Witwen das Herz, sie blickten nach der Grabstätte, trösteten das Kindlein, und weinten selbst.

Jetzt war die Frage, was sie anfangen sollten. Ob hier in der hilflosen Einöde bleiben, oder unter die Menschen zurückkehren? Aber was hatten sie, dürftig wie sie waren, unter diesen zu hoffen? Eine Hausmiethen zahlen, sich anständig kleiden, ihre Nahrung kaufen, das vermochten sie nicht. Betteln wollten sie auch nicht, dazu waren sie nicht verworfen genug. Ihre Habseligkeiten über den gefährlichen Bergsteig hinunter zu tragen, dazu fehlten die Kräfte; sie tragen zu lassen, dazu fehlte das Geld. Hier hatten sie doch nun ein sicheres Obdach, Weide genug für die Ziegen, ein Stück fruchtbares Land, ihr Hausgeräth auf der Stelle, keine Nothwendigkeit, sich für anderer Augen zu kleiden, und einen für ruhige Gemüther lieblichen Aufenthalt. Sie entschlossen sich zu bleiben, und hofften sich durch beharrlichen Fleiß ernähren zu können. Und die Geschichte muß es zur Ehre der jungen Witwe sagen, sie hatte die Wohnung lieb, die von ihrem Balthasar erbauet war, und daß

Thälchen, in welchem sie mit ihm so glückliche Tage verlebet hatte; und sie vermochte es nicht über ihr Herz, dessen theure Grabstätte zu verlassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Dreysylbige Charade.

1.

Es hauset auf des Meeres Wogen  
Und auf der Berge Felsenhö'n,  
Mit Toben kommt es hergezogen,  
Doch kann's kein sterblich Auge seh'n.  
Es dringt auch in die niedern Auen  
Und in der Thäler stille Bucht,  
Der Landmann hör'ts mit bangem Grauen  
Und bethet für des Feldes Frucht.

2. und 3.

Es schuf die Mode unsern Bau  
Und ändert oft die Flaggen,  
Denn bald soll Gelb, bald Grün, bald Blau  
Die Schönen schöner machen.  
Zwar scheinen manchem Mädchen oft  
Wir eben nicht zu frommen,  
Doch sehnt sie heimlich sich, und hofft  
Bald unter uns zu kommen.

### Das Ganze.

Siehst du dort auf schroffem Hange  
Jener Burg zerstörte Wehr?  
Muthig trohte sie und lange  
Der Belag'rer kühnem Heer.  
Felsen rollten, Bolzen schwirrten,  
Kolben sausten, Schwerter klirrten,  
Um der Stürmer Muth zu beugen;  
Doch den Hohn im stolzen Blicke,  
Sprengten sie die Kettenbrücke,  
Und die Veste ward ihr eigen;  
Denn, ein Ketter in Gefahren,  
Kannten mich die wackern Scharen.

J. L.

### Schauspiel.

#### Die Albaneserin.

(Fortsetzung.)

Es sey erlaubt, vor allen Dingen den Gesichtspunkt anzugeben, nach welchem die folgende Beurtheilung abgefaßt ist. Ein jeder Dichter zeichnet sich durch die Eigenthümlichkeit seiner Natur aus, das Wesen der Dinge wird von ihm auf eine besondere Weise angeschaut und dargestellt, er läßt uns in der Schöpfung seines Geistes die Welt erblicken, wie sie ihm und gerade nur ihm dem Einzelnen erscheint. Daraus ergibt sich für alle aufrichtige Freunde des Schönen die angenehme Pflicht, diese Eigenthümlichkeit, die den Dichter als solchen beglaubigt, mit der offensten und herzlichsten Hingebung zu erkennen, ihn darin von allen nur möglichen Seiten zu empfinden, um so theilhaftig zu werden der neuen Schätze, die er als Beute von seinen geistigen Eroberungs-

zügen uns darbiethet. Bey einer solchen treuen und innigen Auffassung gelingt es unfehlbar, alle, selbst die verschiedensten Geister in uns aufzunehmen, denn sind nicht alle wahre Dichter Kinder eines und desselben Hauses? Oder dürfen wir, wenn es auf ein Beyspiel von Gerechtigkeit ankommt, Fouquet's phantasiereiche Darstellungsgabe der ritterlichen Sagenwelt an und für sich darum weniger schätzen, weil unser Sinn nach seiner besondern Weise die Spiele mit den Reizen der frischen Gegenwart vorzieht? Und, um für diesen Gegenstand noch eine Frage zu thun, steht es uns wohl an, ziemt es unbefangenen Gemüthern, deshalb Werners lebendiger Tiefe ihren Preis zu versagen, weil er nicht darauf ausgeht, dem herrschenden Zeitgeschmacke zu schmeicheln, sondern mitunter wohl allzu absichtlich seinen Widerstand gegen denselben mit einer befremdenden und nicht immer erlaubten Willkühr in einzelnen Formen und Wendungen ausspricht? Auf diesem Wege, den nur kleinliche Parteygänger einschlagen können, wäre es auf immer geschehen um den hohen Beruf der Poesie, die verschiedensten Bestandtheile der Menschheit bildend darzustellen, in einander zu verschmelzen und dadurch eine Geschichte von dem Geiste unsers Geschlechtes zu liefern, die zugleich vor dem Auge der kältesten Vernunft als ein Spiegel der Welt dastehen darf. Deshalb also, weil man dem einzelnen Dichter nicht Unrecht thun kann, ohne zugleich dadurch die Rechte seiner Brüder zu kränken, soll diese Beurtheilung überall durch ihren Ton nicht sowohl den Verfasser des genannten Trauerspiels, der unserer Vertheidigung nicht bedarf, als vielmehr in ihm die Poesie selbst zu ehren suchen.

Bekanntlich gehört die Albaneserin zu jenen Werken, die man durch den Namen der Schicksalstragödien bezeichnet und die deshalb nicht überall in gutem Rufe stehen<sup>\*)</sup>. Es kommt jetzt darauf an, eine Vorstellungsart zu entwickeln, nach welcher die dichterische Behandlung des Schicksals mit der Lehre des Christenthums sich vereinigen läßt. So viel ist klar, daß blinde Nothwendigkeit und sittliche Freiheit, wenn sie in der Schärfe vollendeter Abstraktion einander gegenüber gestellt werden, sich schlechterdings ausschließen. Der Verfasser der Albaneserin weiß das so gut als irgend ein Mensch hier oder anderswo; es beweist also nur die Beschränktheit eines Recensenten, wenn er seinen Gegner nicht anders widerlegen kann, als durch das Unterschieben eines offensbaren Widerspruchs. In solcher Blindheit des Urtheils scheint fast die Blindheit des alten rächerischen Fatums wieder auf die Welt zu kommen. Ein ähnlicher Unfall wird am besten vermieden auf dem Wege einer geschichtlichen Ansicht; denn man begreift die Gedanken der Vorwelt doch nur in so fern, als man ihren Ursprung und ihre allmähliche Auszubildung zu fassen sucht.

Die Götter der Griechen hatten als versinnlichte Naturkräfte für die Vorstellung zwar ein übermenschliches, aber doch nicht unbegrenztes Vermögen. Der Gedanke des Schrankenlosen konnte unmöglich haften an den gerundeten Bildern der Phantasie. Wie der Glaube an diese Götter entsprungen war aus der schauervollen Lust an den mannigfaltigen Erscheinungen der Natur, verbunden mit dem unwillkürlichen Streben, den Zusammenhang derselben durch ein Familienband der himmlischen Wesen zu versinnlichen; so mußte der mächtig aufgeregte Sinn nach und nach ahnend, fragend, forschend über die Grenzen hinausgehen, die ihm früher genügt hatten, er fühlte sich angewiesen auf etwas Unendliches, Unbedingtes, ohne deutliche Begriffe und Zeichen dafür zu haben. Der Geist der Philosophie regte sich mit einem Worte als Instinkt. Das tiefe aber dunkle Gefühl von einer Macht, die jede andere beherrscht, der selbst die Götter gehorchen müssen, erzeugte sich von selbst auf diese Weise, eine unbegreifliche Nothwendigkeit, die Tochter der Nacht, wie sie auch hieß, war die Hülle, in welcher das Geheimniß einer sittlichen Weltregierung von den staunenden Gemüthern verehrt wurde. Man darf nur die Rangordnung der Götter betrachten, das Verhältniß der Menschen zu ihnen, den Einfluß des Fatums auf das Leiden und Handeln der Sterblichen und Unsterblichen, so muß auch der Wahn schwinden, als habe eben dieses Fatum nur für

<sup>\*)</sup> So z. B. nicht bey Hrn. W. H. v. Hebenstreit. Auf die Einwürfe, die derselbe gegen die Schicksalsidee, wie überhaupt gegen die vorstehende Tragödie in Nr. 54 des Konversationsblattes vorgebracht hat, wird im Folgenden vielfältig Rücksicht genommen.

eine physische Nothwendigkeit gegolten ohne allen sittlichen Inhalt. Der kindliche Mensch geht bey seinen Ansichten über den Grund der Dinge immer nur von praktischen Bestimmungsgründen aus, die reine Spekulation ist ihm durchaus fremd, die Regungen seines Gemüths leben selbst in solchen Verrichtungen des Geistes noch fort, die wir nur allzugern ausschließend auf die Rechnung trockener Abstraktion setzen. Mit hin läßt sich auch behaupten, es habe bereits im Fatum der Alten der Keim des Glaubens an eine sittliche Weltordnung gelegen, und die Einwirkung der austheilenden Gerechtigkeit, welche wir Gott zuschreiben, sey eben darum von den Dichtern in den Begebenheiten einzelner Menschen und Familien so andächtig empfunden und dargestellt worden, weil die Phantasie noch auf der wundervollen Brücke zwischen dem Endlichen und Unendlichen mit ungehemmter Freyheit sich ergehen konnte.

In einem entgegengesetzten Verhältniß steht zu dem Kunstgebrauch die vollkommene systematische Ausbildung der christlichen Religionsphilosophie. Ihre Grundbegriffe sind so streng begrenzt, der Zusammenhang derselben ist so unendlich zart und innig, die Höhe des Ganzen wirkt auf den betrachtenden Geist mit einem so außerordentlichen Nachdruck, daß der Dichter sich gezwungen sieht, wenn er anders ein fortgehendes und lebendiges Gefühl dieser übersinnlichen Welt erregen will, ihr mit freywilliger Selbstbeschränkung für seinen Zweck nur die günstigsten Seiten abzugewinnen, die in der irdischen Farbengebung am wenigsten von ihrer ursprünglichen Herrlichkeit verlieren. Er hat seine Pflicht vollkommen erfüllt, sobald das überlieferte Abbild nur lebendig an das darzustellende Urbild erinnert. Zu diesen Urbildern, die sich durch keine poetische Kunst in der Fülle ihrer Bestimmungen wiedergeben lassen, gehört besonders die Idee der göttlichen Weltregierung oder Vorsehung. Kein Dichter, auch der größte nicht, kann den unmittelbaren, allgegenwärtigen Einfluß derselben auf eine genughuende Weise verständlich machen. Soll er aber deshalb die Einwirkungen der höhern Weltordnung gar nicht in den Kreis seiner Darstellung ziehen, damit eine schwache Philosophie kein Ärgerniß daran nehme? Keinesweges. Er hilft sich vielmehr dadurch, daß er die Vorsehung lediglich von der Seite eingreifen läßt, nach welcher sie einen vernünftigen Zusammenhang zwischen unsern Schicksalen und unsern Thaten unwiderstehlich durchführt. Die Tragödie, die er für diese Ansicht aufstellt, ist nichts als ein poetisches Gleichniß der Vorsehung, eine künstlerische Darstellung von dem Parallelismus der zwey Welten, innerhalb deren das Gemüth des Menschen sich bewegt. Der Schein der blinden Nothwendigkeit entsteht bloß daher, weil dem Gange der tragischen Handlung überall die Spuren der strengen Gesetzmäßigkeit eingedrückt seyn müssen, um den betrachtenden Geist durch fortlaufende Beispiele an die höhere unverletzliche Ordnung zu erinnern. Ja, die menschliche Freyheit kann schon darum nicht für aufgehoben gelten, da vielmehr eben in der Schicksalstragödie, wie ganz deutlich in der Albaneserin, erst mit dem Mißbrauch der Freyheit das ganze Triebwerk des Stücks zu arbeiten anfängt und in dieser Bewegung so lange beharrt, bis mit der erfüllten Androhung das gestörte moralische Gleichgewicht wieder hergestellt ist.

Auf diese Art läßt sich die Schicksalstragödie allerdings in Einklang setzen mit den Lehren des Christenthums. Es ist nämlich zwischen dem Fatum der Alten und der göttlichen Vorsehung in so fern eine Vergleichung möglich, als auf die analogen Gemüthszustände gesehen wird, welche dort die dunkle Ahnung, hier die deutliche Erkenntniß einer höhern Ordnung hervorbringt. Eigentlich bleibt die Hauptsache immer dieselbe, nämlich die Erhabenheit eines unumstößlichen Gesetzes, nur wird dieses mit verschiedenen poetischen Organen empfunden. Die Weise der alten Welt war dabey höchst natürlich, die Phantasie wurde gerade durch das Dunkel des Gegenstandes aufgefordert, sich emporzuschwingen, der Geist fühlte darin eine Erhebung. Umgekehrt, muß er bey der christlichen Ansicht desselben Gegenstandes sich von den lieb gewonnenen Abstraktionen losmachen, damit die Phantasie den überlieferten Text aus der Verstandeswelt nach ihrer freyen Weise auslegen könne. Diese Aufgabe zu lösen, ist freylich nicht Jedermanns Sache, lieber erklärt man die Zumuthung ohne Weiters für einen Abweg.

Dem gegenwärtigen Unternehmen, die Ansichten vom heidnischen Fatum und der christlichen Vorsehung zum Behufe der Poesie in Einstimmung zu bringen, tritt die Er-

Klärung des Hrn. Hebenstreit sehr bestimmt entgegen. Sie läßt sich indessen leicht aus dem Wege räumen. Er sagt: „Das Fatum der Alten war durchaus nichts anders, als die das Ganze oder den vorher berechneten Zusammenhang des Ganzen beherrschende Nothwendigkeit.“ Dieser Begriff verräth deutlich seinen modernen Ursprung. Wie viel Geist man auch den Alten beylegen mag, so darf man ihnen doch, um bildlich zu reden, nicht Bekanntschaft mit einer solchen überaus feinen Rechnung des Unendlichen zuschreiben, nach welcher sie in jedem Ereigniß nur ein Produkt von unzähligen Faktoren erblickten, von denen jeder wieder eine eigene rückläufige Reihe von Größen in derselben Verbindung bildete. Die Ansicht des Hrn. Hebenstreit kommt ganz der Darstellung gleich, welche man über das Wesen der Dinge in dem berüchtigten système de la nature findet und zeigte sich der geschätzte Recensent in seiner Kritik nicht durchgehend als ein so wärmer enthusiastischer Verehrer des Christenthums, westwegen er großes Lob verdient, so könnte man auf die Vermuthung kommen, er habe seine Meinung vom Fatum der Alten aus jenem französischen Werke geschöpft. Denn sobald „der vorher berechnete Zusammenhang des Ganzen“ weiter zur Sprache gebracht wird, was kann er vernünftiger Weise im Sinne der Alten heißen? Eine Vorherbestimmung aller Dinge, denn umsonst steht doch der Besatz „vorher“ nicht da? In diesem Falle müßte also, damit der Mensch eben recht als blindes Werkzeug erscheine, und nirgends ein Begriff des Christenthums einspiele, nur ein rein mechanischer Zusammenhang für die Vorstellung des Fatums angenommen werden. Die Annahme einer solchen konsequenten Denkweise widerspricht aber schnurstracks dem lebensfrohen Sinne der Griechen, der Popularität ihrer Auffassung, der Heiterkeit ihrer Religionsbegriffe, der Beweglichkeit ihrer Phantasie, die selbst das Todte zum Mitgefühl des Lebens zwang. Auch hätte sich bei dieser Voraussetzung der Gedanke von der vernunftmäßigen Einheit der Weltordnung viel früher zur Klarheit entwickeln müssen, als es nach der Geschichte der Philosophie geschehen ist.

Es ist kein Einwurf, wenn Jemand sagen wollte, blinde Willkühr des Schicksals breche doch oft durch in den Begebenheiten, die den griechischen Tragödien zum Grunde liegen. Ein Beispiel wird die Sache deutlicher machen. Laios zeugte den Oedipus, verführt durch den Rath thörichter Freunde, wie Aeschylus es darstellt; Euripides nennt als Beweggrund Wollust und Weinrausch, und Sophokles gibt durch sein Stillschweigen zu verstehen, es habe einmahl so kommen müssen. Hat nun Sophokles etwa dadurch die Geschichte des Oedipus außer allen Zusammenhang mit der sittlichen Weltordnung setzen wollen? Dachte er irreligiöser als Aeschylus und selbst Euripides? Nimmemehr. Er stellte ja durch sein Schweigen die Erhabenheit des Schicksals nur desto herbedter vor, indem er in den Gemüthern den Glauben anrief, es walte über dem Menschenleben ein Wille, dessen Zügungen sich nicht erforschen lassen, obwohl diese darum nicht weniger mit menschlicher Sittlichkeit zusammenhängen, als jene Rathschlüsse, deren Vollstreckung sich deutlich auf irgend eine bestimmte Handlung bezieht. Das Verfahren des Sophokles war in diesem Falle gerade poetischer als die Weise des Aeschylus und Euripides, weil er der Ahnung der sittlichen Weltordnung einen freieren Spielraum ließ. Und so mag es sich überall verhalten mit jenen Rathschlüssen, die nur deshalb blind scheinen, weil denjenigen die Augen fehlten, die sie betrachteten.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Verbesserung.

Seite 470 Zeile 15 ist zu lesen Paroxysmus für Paroxismus, und S. 471 B. 4 edelmüthigen für heldenmüthigen.

Herausgeber und Redakteur: Joh. Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.